

# Der Alte

Autor(en): **Steenken, Eduard H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pro Senectute : schweizerische Zeitschrift für Altersfürsorge, Alterspflege und Altersversicherung**

Band (Jahr): **31 (1953)**

Heft 1

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-721588>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Der Alte

Das Glöcklein an der Gartenpforte hatte geläutet, und eine Weile später sahen wir den „Alten“ auf der Terrasse stehen, klein, krummbeinig und unter den Arm die abgewetzte Mappe gepresst. Den „Alten“ nannten wir ihn seit langem, und damit schien er eingeordnet in den Kreis der Menschen und Dinge, die uns umgeben und die wir im Grunde kaum kennen.

Er zog ein Faszikel alter Karteikarten hervor, rückte den Zwicker auf die Nase und fragte nach Leuten über uns, die längst ausgezogen waren. Wohin? Rue V. Hugo . . . Und welche Nummer und welche Etage?

„Oh“, machte er jedesmal. Diese Angelegenheit verwirrte ihn ein bisschen, das war ersichtlich. An Ort und Stelle nahm er gleich die Adressänderung vor. Er trug die neue Anschrift mit unendlicher Sorgfalt und Präzision ein; es war keine vorläufige Notiz: kein i-Tüpfchen fehlte, und die Strasse wurde einmal unterstrichen. Seine Hand zitterte und auch ein wenig der altmodische Zwicker. Unter seinem Hut wellte spärlich weisses Haar hervor — dieses rührende weiche Haar der Greise — und um seine Augen tanzten unzählige Fältchen. Er musste alt, sehr alt sein.

„Dürfen wir Ihnen einen Aperitif anbieten?“ fragte meine Frau.

„Ich sage nicht nein . . .“ Er lächelte ein wenig. Seine Manieren waren untadelig. Er hatte den Hut wieder abgenommen und sass vor uns, indes der Wind mit dem Kranz seiner lockeren Haare spielte.

Ein paar Fragen wurden gestellt, weniger eigentlich aus Neugierde, als um ihm Zeit zu lassen, das grosse Glas zu leeren. Seine Antworten waren klar, nichts unbestimmtes war in ihnen, nichts, was etwas hätte verbergen können. Wir hatten anfangs ein kleines Geheimnis erwartet, aber sein Leben schien so schlicht, so irdisch-demütig, dass

meine Frau und ich uns am Anfang nicht ohne Belustigung ansahen.

Nein, nein, er bestätigte es uns gleich: es gäbe nichts zum Verwundern in seinem Leben oder unter Umständen nur in dieser Hinsicht, dass er mit vierundachtzig Jahren noch dieses Amt versehe. Aber die Rente sei sehr klein und seine Frau bekäme schon seit einigen Jahren Spritzen. Schliesslich sei ihm nichts anderes übrig geblieben als diese Stellung zu übernehmen. „Und dann“, er hatte ein maliziöses Lächeln für einige Sekunden — „muss ich marschieren, es gehört zu meinem Leben, denn ich war früher Landbriefträger.“

„Interessant“, meinte ich, „und sozusagen immer in der frischen Luft...“ Das war zur Aufmunterung gesagt.

Er nahm einen Schluck, behutsam, kostend. „Fünfzig Jahre Landbriefträger, mein Herr, zwölf, vierzehn und zwanzig Kilometer ein waldiges Tal hinauf und hinab — davon weiss man nicht viel zu erzählen...“

„Aber es waren andere Zeiten...“

Er sann einen Augenblick nach. „Ja, es waren andere Zeiten. Ein Franken, mein Herr, war ein Franken, und die Schuhe waren aus besserem Leder.“

Das schien mir nicht viel. Ich lehnte mich zurück und meinte so von ungefähr: „Aber ein Briefträger, der auf den abgelegensten Höfen erscheint, muss trotzdem doch allerlei erleben...“

„Erleben...?“ überlegte er, und das Netz der Fältchen um seine wasserhellen Augen herum zuckte. „Es war nicht das, was heute in den Zeitungen steht, nie knallte ein Schuss in diesem Tale, mein lieber Herr — Ehrenwort.“ Er legte seine von dicken Adern gezeichnete Greisenhand auf meine Linke und wiederholte: „Nie ein Schuss, nie ein Skandal, Ehrenwort.“

„Nun, so meinte ich es nicht“, sagte ich und schämte mich irgendwie, „aber sicher geschah doch dann und wann etwas...“

Er schien nachzudenken, sicherlich nur, um mir einen Gefallen zu machen. Dann sah er mich wieder an: „Es war da ein mächtiger Bauer, der hiess Bouffanet, ein stolzer, schöner Mann und immer in einem weissen Hemd. Ein echter Monsieur. Ich brachte ihm dann und wann einen Brief von seinem Sohn, der in Lyon studierte. Eines Tages führte mich dieser stolze Mann in seine Küche — nichts als grosse Kupferkasserollen, mein Herr — und sagte zu der Haushälterin: ‚Hier ist der Briefträger Timbe, gib ihm jeden Mittag reichlich zu essen und vergiss das Glas Wein nicht. Die Post ist ein Segen für die Menschheit.‘ Ja, das sagte er. So waren die Menschen damals. Ganz unter uns gesagt: Die Haushälterin taugte nichts, aber Sie werden das nicht weitererzählen...“ Er sah mich mit einem Augenzwinkern an, als hätte sich das Ereignis nicht vor fünfzig Jahren, sondern gestern abgespielt.

Er schwieg jetzt, und man vernahm nur das Schilpen eines Spatzenschwarms hinter der Hecke.

Irgendetwas aber schien in ihm Welle und Bewegung geworden zu sein. Die schönsten Jahre seines Lebens mussten ihm wie ferne Sternbilder aufgehen. Sein Gesicht erhellte sich.

„Dann heiratete ich, und wir zogen von Izy nach St. Fons, war das eine Reise, oh du lieber Herrgott. Sie dauerte zwei Tage, und meine Frau und ich sassen oben auf den Möbeln. Alles knarrte, alles rasselte, und als wir im Dämmer eine lange Allee entlangfuhren, fielen uns die reifen Birnen und Aepfel auf die Köpfe. Nachts lagen wir in einer fremden Herberge, es war so schwarz wie in der Hölle, und meine Frau weinte. Hm, sie dachte an Izy...“

„Ja“, wiederholte er, „sie dachte an Izy“ und es klang wie ein Echo. Aber dann schienen ihm die Erinnerungen wie junge Pferde vorausgelaufen zu sein.

„Es war noch eine schöne Zeit in St. Fons“, fuhr er fort, „der Wein war billig, und wenn wir nach Lyon einkaufen gingen — und das geschah zwei Mal im Jahr —

bekamen wir Berge von Waren für meinen Lohn. Ein Regenschirm, mein Herr, ein Regenschirm, um sich in einem Ministerium vorzustellen, kostete zwei Franken und vier Fünfer, zwei Franken und vier Fünfer, denken Sie . . ." Er verstummte plötzlich, bewegte aber noch die Lippen, als habe er nachzurechnen.

„Und dann kam der Krieg 14—18“, half ich ihm.

„Krieg?“ Er wurde plötzlich ganz wach und griff nach seiner Mappe. Es war, als hätte ihn dieses furchtbare Wort aus allem Nachsinnen gerissen. Als echter Franzose hasste er den Krieg, das war ersichtlich. „Ja, der Krieg — mein Sohn fiel gleich in den ersten Tagen — doch persönlich durfte ich nicht klagen. Ich war der Küche einer Schwadron zugeteilt . . ." Und er zwinkerte mir zu, als wüsste ich nun alles.

„In St. Fons wird hier und da gebaut . . ." sagte ich, denn ich wollte ihn wieder auf die Fährte seiner früheren Erinnerung geleiten. Aber er war schon aufgestanden und hatte sich seinen Hüt aufgestülpt.

„So?“ war die Antwort, „Sie müssen wissen, dass ich nicht mehr nach St. Fons komme, seitdem ich dort meine Tochter verloren habe.“ Er verabschiedete sich auf das artigste von meiner Frau und schritt mit mir dem Ausgang zu. Am Tor zwickte er mich in den Arm, sah sich listig um und tuschelte: „War ein guter Aperitif, mein Herr, aber ein bisschen stark . . . Und dann: „Wissen Sie — ganz unter uns — ich bin so was nicht mehr recht gewöhnt . . .!“

Eduard H. Steenken.